



Gabriella Wollenhaupt
Grappa dreht durch

Kriminalroman

|g|r|a|f|i|t|

Begegnung mit meinem »Traum-Mann«

Der Tote hieß John Masul und arbeitete als Fernsehjournalist bei einer privaten Fernsehproduktionsgesellschaft – das hatte mir der Staatsanwalt mitgeteilt, der den Fall bereits in der Ablage fürs Archiv deponiert hatte. Er hatte keinen Zweifel an der Selbstmordtheorie der Polizei.

Bertha und ich waren auf dem Weg zur Leichenhalle des Hauptfriedhofes. Bertha spielte die Mutter des Toten. Sie war ganz in schwarz gekleidet. Wir schlenderten zum Parkplatz, auf dem sich mein Wagen ausruhte.

»Was tun wir, wenn der Sarg bereits verschlossen ist?«, wagte ich zu fragen.

»Ich habe einen Schraubenzieher in meiner Handtasche!« Sie war wild entschlossen.

»Bertha! Du bist verrückt! Wenn wir erwischt werden, kommen wir wegen Störung der Totenruhe oder Grabräuberei dran!«

Sie setzte ihren Praliné-Hut mit dem schwarzen Schleier ab. Ihre Augen blitzten vor Abenteuerlust.

»Wir müssen die Sache zu Ende bringen!«, forderte sie und nahm meinen Arm. »Bitte, Grappa! Du allein kennst den Mann! Du hast mir deinen Traum geschenkt. Bitte, mach jetzt nicht schlapp. Danach lasse ich dich mit der Sache in Frieden, ich verspreche es!«

Ich fügte mich in mein Schicksal und startete meinen Japaner in Richtung Hauptfriedhof. Die Bundesstraße war mal wieder übervoll, wir kamen nur zentimeterweise vorwärts. Und Zentimeter um Zentimeter wuchs meine Abneigung gegen die Aktion.

»Wenn wir erwischt werden«, grummelte ich, »ist mein Ruf in Bierstadt ruiniert. Überleg dir mal die Schlagzeile: ›*Journalistin schändet Leiche*‹. Mir wird ganz schlecht bei dem Gedanken!«

Bertha reagierte nicht. Schließlich sagte sie klar und bestimmt: »Wenn wir erwischt werden, nehme ich die Schuld auf mich. Die Schlagzeile wird dann ›*Verwirrte alte Frau in Leichenhalle aufgegriffen*‹ heißen. Außerdem – wer sollte uns erwischen?«

»Das weiß ich erst, wenn wir in der Leichenhalle stehen!«, entgegnete ich und bog von der Straße ab.

Gemächlich schlenderten Bertha Biber und ich wenige Minuten später den gepflasterten Hauptweg hinunter.

Die Leichenhalle stammte noch aus der wilhelminischen Zeit. Nachempfundene ionische Säulen trugen ein schweres Dach. Das Gebäude war aus dunklem Backstein und hatte einen großen Vorteil: Das hölzerne Hauptportal war verschlossen.

»Siehst du«, feixte ich, »die Toten wollen ungestört bleiben. Also lass uns wieder fahren.«

Doch so leicht gab Bertha nicht auf. Sie stiefelte schnurstracks auf das weiße Verwaltungsgebäude des Friedhofes zu. Auf dem Weg dorthin stülpte sie sich wieder ihren Schleierhut aufs Haupt und übte ein betroffenes Gesicht.

Ich trabte brav hinter ihr her. Bertha griff die Klinke und drückte sie energisch nach unten. Hinter einem Schreibtisch langweilte sich ein Friedhofsbeamter. Auf der

Schreibunterlage tummelten sich Comics und Berge von gelösten Kreuzworträtseln.

»Ich hoffe, ich bin bei Ihnen richtig, junger Mann!«, säuselte Bertha Biber. »Ich bin die Mutter von John Masul, und das ist meine Tochter.«

Ich lächelte gequält, als Bertha auf mich deutete, und machte ein trauriges Gesicht.

»Ja und?«, fragte der Mann.

»Ich möchte Abschied nehmen von meinem einzigen Sohn«, gab Bertha matt zur Antwort und stützte sich auf die Schreibtischkante, »mein liebster Sohn liegt in der Friedhofshalle, doch die Tür ist abgeschlossen. Würden Sie sie bitte öffnen?«

»Ist das der Selbstmörder?« Der Mann war sichtlich verwirrt durch unsere Attacke.

Bertha schluchzte bei seinen Worten hysterisch auf und schlug die Hände vors Gesicht.

»Meine Mutter kommt von außerhalb«, erklärte ich, »sie lebt dort in einem Heim für psychisch Kranke. Sie hat erst jetzt Ausgang erhalten. Tun Sie ihr doch bitte den Gefallen, sonst bekommt sie wieder einen ihrer Anfälle!«

»Anfälle?«, stammelte der Beamte und sah Schwierigkeiten auf sich zukommen.

»Eigentlich darf ich das ja nicht, aber ...«

Er schaute Bertha an, die aufgehört hatte zu weinen und ihm nun ein diabolisches Grinsen schenkte.

»Ich passe auf Mutter auf«, versprach ich, »nur ein paar Minuten der Besinnung am Sarg meines Bruders. Wissen Sie, sie hat ihn sehr geliebt und ...«

Der Friedhofsmensch schaute Bertha an. Sie bleckte die dritten Zähne. Das reichte.

»Sie bringen mir den Schlüssel aber wieder!«, forderte er.

John Masul war der einzige Tote, der sich an diesem Nachmittag in der Halle befand. Das späte Frühlingslicht fiel durch die hohen Fenster auf einen Sarg, der mit weißen und gelben Chrysanthemen geschmückt war. Ich hatte Hyazinthen befürchtet und atmete erleichtert auf.

»Fass mal mit an!«, befahl Bertha. Sie stand an der rechten Seite des Sarges und versuchte, den Deckel anzuheben. Er war schwer, doch noch nicht verschraubt. Ich kam mir vor wie in einem Dracula-Film.

Meine Hände packten zu, und der Deckel hob sich sachte. Dann sahen wir ihn. Sein Gesicht war mager, die Wangen eingefallen, die Lippen fast nicht zu sehen. Das Haar hatte eine mittelbraune Farbe, die Augen hatte man ihm zugedrückt, doch ich wusste, dass sie rot entzündet gewesen waren, bevor er starb.

Ich klappte den Deckel zu und atmete durch. »Und? Ist er's, oder ist er's nicht?«, fragte Bertha ungeduldig.

Mein Nicken war Antwort genug. Bertha hob die Blumen auf, die vom Sargdeckel auf den Boden gefallen waren, und dekorierte sie mit kühnen Gesten auf dem polierten Holz. Dann meinte sie entschlossen: »Und jetzt nix wie weg!«

»Und der Schlüssel?«, fragte ich, noch immer beklommen von der Begegnung mit meinem »Traum-Mann«.

»Den lassen wir stecken!«

Die Frau auf dem Dach und ein unerwarteter Gruß

Das Einzige, zu dem mich die verrückte Bertha an diesem Tag noch überreden konnte, war ein kurzer Anruf bei der Kriminalpolizei. »Gibt es irgendwo einen klitzekleinen Hinweis, dass dieser Masul nicht freiwillig gesprungen ist?«, fragte ich meinen langjährigen Kontaktmann im Polizeipräsidium. Er verneinte.

»Hat der Tote einen Abschiedsbrief hinterlassen?«

»Davon ist nichts bekannt. Es handelte sich wohl um eine Kurzschlusshandlung. Seine Frau war ebenso entsetzt wie die Arbeitskollegen des Mannes. Allerdings – er soll berufliche Probleme gehabt haben.«

»Wissen Sie, wie er auf das Dach des Hauses gekommen ist?«

»Nein. Die Tür stand wohl versehentlich offen. Einen Schlüssel haben wir bei ihm nicht gefunden. Wir forschen gerade nach, wer für die Tür zuständig ist. Warum interessiert Sie der Fall, Frau Grappa?«

»Es handelt sich doch immerhin um einen Kollegen, den ich gekannt habe«, log ich. »Ich habe kurz vor seinem Tod noch mit ihm gesprochen.«

»Und? Hat er was von seinem Plan erwähnt?«

»Aber nein. So befreundet waren wir auch wieder nicht.«

»Ach ja, noch etwas«, meinte der Kommissar, »zwei Tage vor dem Sturz hat sich eine Frau nach der Tür zum Dach erkundigt. Kann sein, dass sie etwas mit dem Selbstmord zu tun hat. Wir versuchen gerade, sie zu finden.«

Ich schluckte. »Wer hat Ihnen von der Frau erzählt?«

»Ein junger Mann, der dort arbeitet. Er besitzt eine Firma in der achtzehnten Etage. Er hat die Frau getroffen, als sie die Örtlichkeiten inspizierte. Er ist mit ihr im Lift nach unten gefahren. Sie wollte unbedingt wissen, wie man aufs Dach kommt.«

Mein Stimme zitterte leicht, als ich fragte: »Konnte er sie beschreiben?«

Er lachte. »Ja. Und Sie werden es nicht glauben, Frau Grappa! Die hatte Ähnlichkeit mit Ihnen! Um die Vierzig, feuerrotes halblanges Haar, selbstbewusstes Auftreten.«

»Das ist ja ein Ding!« Ich tat erstaunt. Meine Balance war wieder da, als ich scherzte: »Vielleicht war ich es ja! Haben Sie mal daran gedacht, Herr Beyer?«

»Guter Witz. Ich glaube nicht, dass Sie die Zeit haben, sich in Hochhäusern herumzutreiben. Oder waren Sie es?«

»Wenn ich es gewesen bin, dann würden Sie's doch bestimmt rauskriegen, Sie Spürnase!«

Nach dem Gespräch saß ich eine Weile grübelnd an meinem Schreibtisch. Warum benahm ich mich so merkwürdig? Ich hätte doch zugeben können, dass ich die Frau im Hochhaus gewesen war. Ein Klingeln an der Haustür unterbrach meine Gedanken.

»Ich komme vom Blumengeschäft Mager und habe eine Bestellung für Frau Maria Grappa!«, tönte es aus der Sprechanlage.

Ich fühlte, dass das nächste mysteriöse Ereignis auf mich zukam. Nach außen gleichgültig, aber mit bebendem Herzen nahm ich die verpackte Blumenschale entgegen und trug sie in die Küche. Das Papier war nicht dicht genug, um den dreisten Geruch zu bändigen.

Schnell riss ich die Verpackung herunter, denn ich wollte Gewissheit. Eine lila, fast aufgeblühte Hyazinthe sah mich an. Ich suchte nach einer Nachricht. Da war ein Briefumschlag. Mit zitternden Händen riss ich ihn auf. Auf einer weißen Karte standen nur vier Worte: *Wer ist mein Mörder?*

Ein Trip in meine jüngere Vergangenheit

Klassentreffen war ich bisher immer aus dem Weg gegangen. Ich täuschte Krankheit, Urlaub oder viel Arbeit vor, wenn mich eine meiner früheren Klassenkameradinnen anrief und zu einem Wiedersehen einlud. Die Jahre in dem katholischen »Gymnasium für Frauenbildung« waren ätzend genug gewesen und mussten nicht noch verklärt werden. Seit dieser Zeit bekomme ich bei einer Gruppe von mehr als drei Mädels, die gackern wie die Hühner, einen dicken Hals.

Ich habe meine Lehrer nie gemocht und sie geärgert, wann immer sich die Gelegenheit ergab. Leider revanchierten sie sich durch das Mittel der Benotung.

Große Leistungen hatte ich nur in den geisteswissenschaftlichen Fächern erbracht, bei den Naturwissenschaften war ich rettungslos überfordert gewesen. Doch Fächer wie »Religion«, »Geschichte« und »Kunst« hatten mich immer wieder rausgerissen.

Seit damals kann ich auf Wunsch über alles schwafeln und jeden Pinselstrich auf einer Leinwand bis zum Geht-nicht-mehr interpretieren. Die zahlreichen Haupt- und Nebensünden bete ich bei Bedarf auch noch im Schlaf herunter.

Ganz anders beim einfachen Dreisatz oder der Prozentrechnung. Wenn ich viele Zahlen sehe und rechnen soll, bricht mir der kalte Schweiß aus. Ein einfacher Taschenrechner gehört daher zu der Grundausrüstung meiner Handtasche.

Klerikales Gewäsch, schöngestiges Geschwafel – das alles wäre zu ertragen gewesen, wenn die Lehrer nicht ständig Anstoß an meiner Disziplin genommen hätten. Tagelanges Schuleschwänzen und Kiffen während der Pausen akzeptierten sie genauso wenig wie das Tragen eines superkurzen Mini-rocks und einer durchsichtigen Bluse im Religionsunterricht. Irgendwie hatte ich das Abitur dann aber doch noch geschafft.

Rita Steiner war ein Mädchen aus meiner Abiturklasse. Ich hatte sie schon damals nicht ausstehen können, denn sie war das genaue Gegenteil von mir.

»Das ist aber eine Überraschung!«, sagte ich ohne Begeisterung, als sie mich nach kurzer telefonischer Vorankündigung in der Redaktion aufsuchte.

»Hallo, Maria.« Ihre Stimme war genauso farb- und kraftlos wie vor zwanzig Jahren. Sie war noch immer sehr schlank, trug das Haar noch immer in großen blonden Wellen, die ihr auf die Schultern fielen. Sie war in den zwanzig Jahren nicht gealtert, sondern verwelkt. Das blonde Haar war nicht so golden wie früher, sondern wirkte wie angestaubt. Die Haut war zwar faltenlos, doch grau und zu trocken. Das Chanel-Kostüm stand ihr gut, schlotterte aber ein wenig um die Hüften und hatte schon bessere Tage gesehen. Die flachen Ballerinas waren vorne angestoßen.

»Nach so langen Jahren«, meinte sie befangen. Sie ließ den Satz in der Luft hängen und wartete darauf, dass ich der Situation die Spannung nehmen würde.

Ich hatte keine Lust dazu. Zu oft hatte mich dieses Mädchen mit seiner sanften, aber auch intriganten Art in die Pfanne gehauen – damals vor zwanzig Jahren.

»Was willst du, Rita?«, fragte ich grob.

Sie antwortete nicht, sondern brach in Tränen aus.